


MENSCHWERDUNG

DIE SCHÖPFUNG – GRÖSSER ALS MENSCHLICHES DENKEN

Jenseits der gesellschaftlichen und kirchlichen Moral haben die Humanwissenschaften in Biologie, Medizin und Psychologie in den letzten Jahrzehnten im Bereich der Sexual- und Geschlechterforschung neue Ergebnisse zutage gefördert. Sie verändern, erweitern und korrigieren in manchem unsere Sicht auf die Sexualität.

Adrian Holderegger

Als untrüglicher Garant für die Feststellung des Geschlechts galt bis anhin die Biologie, welche mit den Kategorien männlich oder weiblich die Lebenswelt des Geschlechtlichen eindeutig zu definieren schien. Doch gerade die Biologie zeigt in neueren Forschungen eindrucksvoll, dass es eine Vielfalt von geschlechtlichen Erscheinungsformen gibt. Die menschliche Natur kennt fließende Übergänge zwischen diesen beiden geschlechtlichen Ausdrucksformen von männlich und weiblich. Nicht

nur dies, das Geschlecht selbst ist keine von Anfang an gegebene, unveränderliche Grösse, sondern unterliegt ein Leben lang einem dynamischen Prozess von Veränderung und Entwicklung. So ist beispielsweise bekannt, dass sich die Geschlechtsorientierung von Männern wie Frauen im Laufe ihres Lebens von einer hetero- zu einer homosexuellen Orientierung und umgekehrt wandeln kann. Das Faktum der Geschlechtervielfalt hat weitgehend damit zu tun, dass das biologische Geschlecht durch unterschied-

liche Faktoren bestimmt wird, die untereinander interagieren und zu einer starken individuellen Prägung der sexuellen Orientierung führen.

Lange Zeit glaubte man, dass bei der Geburt aufgrund anatomischer Merkmale das Geschlecht eindeutig festgelegt werden könnte. Dabei sind die äusseren Geschlechtsmerkmale (Penis, Vagina) nur ein bestimmender Faktor. Die biologisch-genetische Geschlechtsidentität eines Menschen wird zunächst bestimmt durch den Chromosomensatz (xx steht für

Das Leben ist uns geschenkt,
und so gilt es, Verantwortung
dafür zu übernehmen, wie man
sich in seinem Körper fühlt.

Nemos non-binäres Körpergefühl
hat viele Diskussionen ausgelöst.



weiblich, xy für männlich). Sie kann aber nicht darauf reduziert werden, denn die Keimdrüsen (Hoden, Eierstock) wie auch der Hormonhaushalt mit seiner individuellen Konzentration der Geschlechtshormone (Testosteron, Östrogen) wirken auf das Geschlecht ebenfalls sehr bestimmend ein. Man spricht daher auch von einem «hormonellen Geschlecht», das vom biologischen Geschlecht durchaus abweichen kann. Und dieses Geschlecht ist im Gegensatz zum biologisch-genetischen Geschlecht nicht binär (strikt männlich, strikt weiblich) angelegt, sondern bewegt sich auf einer gleitenden Skala. Schon allein die biologische Geschlechtsidentität ist das Ergebnis eines hochkomplexen Zusammenspiels dieser Aspekte. Dies ist im Übrigen einer der Gründe, warum heute nicht mehr von einem bei der Geburt festgestellten Geschlecht gesprochen wird, sondern von einem bei der Geburt zugewiesenen Geschlecht.

Die Wissenschaft geht gegenwärtig davon aus, dass es ein Kontinuum zwischen den beiden biologischen Geschlechtern gebe, welches das traditionelle Schema der Binarität sprengt und eine Variati-

onsbreite zulasse, die allerdings auch durch psychische und gesellschaftliche Faktoren nicht unwesentlich mitgeprägt werde. Bis heute gibt es noch kein schlüssiges naturwissenschaftliches Modell, das diese – in Grenzen – formbare und veränderbare Geschlechtsoffenheit und Vielfalt zu erklären vermöchte. Sigmund Freud, der Pionier der Sexualforschung, sprach beispielsweise von männlichen und weiblichen Anteilen in jedem Individuum, die je verschieden ausgeprägt sein können (1905); Alfred Ch. Kinsey (1948, 1953) wies in seinen berühmten Forschungsarbeiten nach, dass die Übergänge zwischen den sexuellen Orientierungen nicht trennscharf, sondern fließend sind. Doch auch diese Ansätze führten nicht zu einer verfestigten Theorie über Entstehung und Ausbreitung der Geschlechtervielfalt.

Soziale Geschlechtsidentität

Einen wichtigen Meilenstein in der Sexualforschung bildet seit den 1960er-Jahren die Unterscheidung in einen biologisch-körperlichen und einen psychosozialen Aspekt der Sexualität.

Dies betrifft die herkömmlichen Unterschiede zwischen Mann und Frau, die nicht allein durch die Biologie bestimmt werden – wie im Alltag oft angenommen wird –, sondern von der Gesellschaft, von ihrem Rollenverständnis und ihren sozialen und moralischen Regeln mitkonstruiert sind. «Sex» meint demnach das biologische Geschlecht und bezieht sich auf die biologischen und physiologischen Merkmale. «Gender» meint das soziale Geschlecht, das sich auf die Rollen, Verhaltensweisen, Aktivitäten und Erwartungen bezieht, welche eine Gesellschaft als für Männer und Frauen angemessen und geziemend ansieht. «Gender» ist demnach ein soziales und kulturelles Konstrukt, das sich über Zeit und Kulturen hinweg unterschiedlich stark ändern kann. Diese Unterscheidung ist insbesondere von der Frauenbewegung (zum Beispiel Judith Butler) aufgegriffen worden und aus dem Diskurs über Sexualität nicht mehr wegzudenken. Sie hilft, die Vielfalt der Geschlechtsidentitäten, des Geschlechtererlebens und -verhaltens besser zu verstehen und anzuerkennen.

Unsere offenen, liberalen Gesellschaften – im Wesentlichen die westlichen Zivilisationen – stellen nicht bloss die herkömmlichen Kategorien und Normvorstellungen infrage, sondern erlauben ein breites Feld sexuellen Verhaltens und Experimentierens. Gerade weil das soziale Geschlecht weitgehend gesellschaftlich, kulturell und mitunter auch religiös bestimmt ist, ist es erforderlich, sich darüber immer wieder neu auszutauschen und zu verhandeln. Gesellschaft, Kirche wie die Theologie dürfen sich dieser Herausforderung nicht entziehen.

Ein Blick in die Statistik

Ein Blick in die empirische Sozialforschung zeigt Erstaunliches: Was das biologische Geschlecht anbelangt, geht die Forschung heute davon aus, dass sich eine Geburt auf 5000 aufgrund der Anatomie nicht eindeutig einem Geschlecht zuordnen lasse; werden jene abweichenden Fälle aufgrund chromosomaler Konstellationen hinzugezählt, ist es schätzungsweise eine Geburt auf 2000, die dem Bereich der Interge-

schlechtlichkeit zuzuordnen ist. Dies stellt insbesondere die Kindermedizin (Endokrinologie, Chirurgie), Entwicklungspsychologie und Pädagogik vor besondere Probleme, wenn es beispielsweise um die diffizile Frage der Geschlechtsangleichung, der Hormonabgabe geht.

Eine Studie, die kürzlich in 30 Ländern durchgeführt wurde, zeigt, dass die Schweiz den höchsten Anteil an Menschen hat, die sich nicht identisch fühlen mit dem Geschlecht, das bei der Geburt festgestellt wurde, die sich also als transident, non-binär oder gender-fluid bezeichnen würden. Etwa sechs Prozent der Befragten gaben an, sich so zu identifizieren. Insgesamt betrachten sich 13 Prozent der Schweizer Bevölkerung als Teil der LGBTQ-Gemeinschaft (lesbian, gay, bisexual, transgender, queer), was die Schweiz weltweit an dritter Stelle platziert. Ob diese Zahlen die Realität genau abbilden, ist schwer zu sagen. Weltweit wird der Anteil an Personen, deren Geschlechtsidentität nicht dem bei der Geburt zugewiesenen Geschlecht

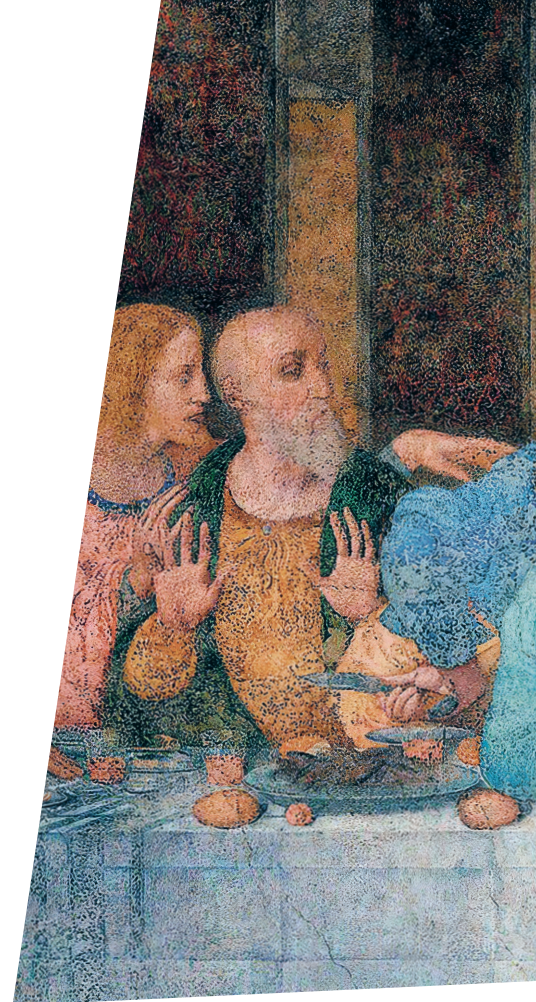


Foto: Ben_Kerckx, pixabay

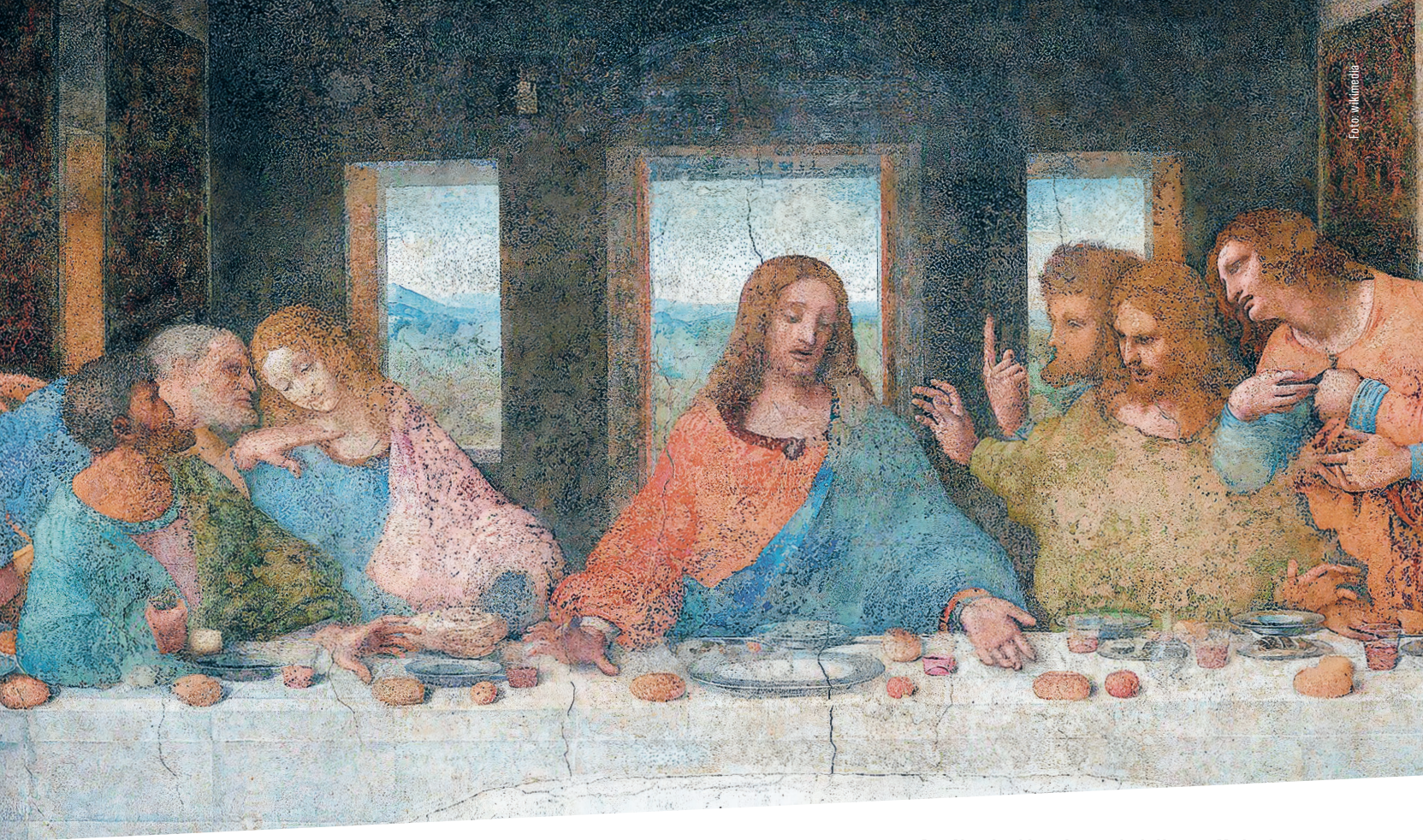


entspricht, in der Regel zwischen 1,1 und 1,5 Prozent geschätzt. Werden diese Prozentzahlen für die Schweiz hochgerechnet, sind dies – konservativ geschätzt – zwischen 100 000 und 135 000 Menschen. Die Zahl dürfte aber gemäss Fachleuten um einiges höher liegen. Eine doch recht ansehnliche Minderheit, die in der Öffentlichkeit in diesem Umfang kaum so wahrgenommen wird.

Und das christliche Menschenbild?

Die Anerkennung geschlechtlicher Vielfalt ist eine Herausforderung für Theologie, Kirche und Gläubige. Denn die Annahme der Binarität und der damit einhergehenden klaren Zuordnung zu Mann und Frau ist nicht lediglich ein massgeblicher Ordnungsfaktor in unserer Gesellschaft, sondern auch in der herkömmlichen Theologie und in lehramtlichen Äusserungen, wenn sie über den Menschen sprechen. Fest verankert erscheint diese selbstverständliche Zuord-

Die Vielfalt von männlichen und weiblichen Anteilen macht die Menschen aus und bestimmt ihre Vorlieben.



Das Abendmahl von Leonardo da Vinci, in Mailand:
Wer sitzt da neben Jesus? Der Lieblingsjünger in
Frauengestalt oder Maria Magdalena als Jünger?

nung in der Schöpfungserzählung im ersten Buch der Bibel. Die zentrale Stelle in Gen 1,27 wird in der Regel wie folgt wiedergegeben: «Gott schuf den Menschen als sein Abbild. Als Mann und Frau erschuf er sie.» Diese Stelle wird aber missverständlich, meist normativ ausgelegt, im Sinne einer exklusiven Festlegung des Menschen auf zwei Geschlechter. Damit wurde das christliche Menschenbild entscheidend geprägt und ausgerichtet. Ein genauerer Blick auf das hebräische Original zeigt jedoch, dass die Übersetzung lauten müsste: Und Gott schuf den Menschen als weiblich und männlich, was eher der Beschreibung einer in der Erfahrung gemachten Erkenntnis entspricht als einer dogmatischen Festlegung.

Entscheidend ist jedoch, dass dieser Aussage das grundlegend theologische Bekenntnis vorausliegt, dass Gott den Menschen als sein Abbild/Ebenbild geschaffen hat. Diese wohl zentralste Aussage der jüdisch-christlichen Anthropologie meint den Menschen als solchen, ungeachtet seiner Fähigkeiten und unabhängig von seiner sexuellen Ausrichtung und geschlechtlichen Identität. Jeder Mensch als solcher, unabhängig von ein-

zelnen Charakteristiken, partizipiert nicht bloss an der Gutheit der Schöpfung («und siehe, alles war sehr gut», V. 31), sondern allen Menschen ist die gleiche Würde zugesprochen. Paulus nimmt diesen zentralen Gedanken in Gal 3,28 auf, indem er darauf hinweist, dass «in Christus» alle gleich sind. Und dieser Würde entspricht es, dass der Mensch nicht nur Vollzugsorgan natürlicher und gesellschaftlicher Vorgaben ist, sondern auch aufgerufen ist, sie in Verantwortung in Gemeinschaft mit anderen zu ordnen und zu gestalten. Dies gilt selbstverständlich auch für die Sexualität, die zum personalen Selbstaussdruck dieses Prozesses gehört.

Die Würde ist Kompass

Es ist keine Frage, dass sich jedes sexuelle Verhalten, auch dasjenige, das von der gesellschaftlich-mehrheitlichen Verhaltensvorstellung abweicht, an ethischen Regeln auszurichten hat – denn dies heisst gerade der Würde des Menschen entsprechend handeln. Der Massstab der Menschenwürde verbietet es beispielsweise, den andern Menschen als blosses Objekt der Begierde zu betrachten, setzt Einvernehmlichkeit und

Zustimmung voraus, verbietet das Ausnutzen von Abhängigkeiten und Machtverhältnissen. Darüber hinaus meint Gottebenbildlichkeit theologisch nichts mehr und nichts weniger, als dass die von Gott in der Schöpfung grundgelegte Vielfalt anzuerkennen ist, und dass alle Menschen in ihrer geschlechtlichen Individualität als gleichberechtigte Glieder der Gesellschaft zu achten sind. Ein bemerkenswertes Dokument der australischen Bischofskonferenz (Created and loved, 2022), das zu Gender-Fragen an katholischen Schulen Stellung bezieht, schliesst mit folgendem beachtlichem Statement: «In der christlichen Sichtweise ist der Mensch Person und hat Anteil an der Gutheit der Schöpfung. Wir sind Verwalter von allem, was Gott uns gibt ... bis zur Einzigartigkeit unseres Körpers. Alles, was wir in der Natur finden, ist ein zerbrechliches Geschenk, das wir respektieren müssen. Jeder Mensch ist einzigartig, mit welcher geschlechtlichen Ausrichtung auch immer, und ist als solcher zu achten.»

Adrian Holderegger ist Kapuziner und emeritierter Ethikprofessor der Universität Freiburg.